Seine letzte Fahrt.

Skizze von Hans Prime

„Ja, Jungens, dies ist denn wohl die letzte Fahrt gewesen," sagte der alte Hök, Skipper auf der „Desideria", als er in der Frühe eines nebligen, düsteren Novembermorgens draußen vor Frederikstad vor Anker ging, wo er und der größte Teil der Mannschaft zu Hause war.

Und der alte Hök seufzte: „Ja, ich meine nicht die letzte Fahrt für euch oder mich, sondern für „Desideria" sieht es so aus, nach dem zu schließen, was die Reederei bestimmt hat."

Er mußte wohl sehr feierlich gestimmt sein, der alte Hök, daß er so lang und umständlich „Desideria" sagte, obwohl die Schute im gewöhnlichen Sprachgebrauch „Dissa" hieß, sowohl bei der Reederei und bei der Mannschaft, als auch bei allen, die sich hier im östlichen Teil des Landes für Schuten interessierten, ja sogar bis hinunter zur Ostsee und westlich bis zum Kanal und zur französischen Küste.

Es wurde still unter der Mannschaft, man hörte nur das Seufzen und Brummen des Alten und es war nicht so ohne weiteres zu sagen, was damit gemeint war.

„Letzte Reise," sagte er schließlich und ließ den Blick über die alte, große Takelage gleiten.

„Ja, ich habs wohl gemerkt, daß es dahin kommen würde," ließ sich der Steuermann hören, „und wär nicht diese schwere Heimfahrt gewesen, hätten die da drinnen sie wohl doch noch ein paarmal hinausgelassen."

„So? so?" nun seufzte der Alte nicht mehr, er brummte bloß noch, „was du da sagst, ist einfach Quatsch, Steuermann. Bei steifem Nord, der schon mehr Sturm war, hat „Dissa" sich acht Tage lang im Novembermonat in der Nordsee gehalten, das sollte es doch ihm da drinnen zeigen, daß „Dissa" noch was taugt."

„Ja, ja, Skipper," stimmte ihm der Steuermann kleinlaut zu. „Aber Kontorleute verstehen so was nicht. Wenn sein Vater es noch wäre. Will mir nicht in den Kopf, weshalb „Dissa" zum Frühling nicht wieder hinaus soll, wär weiß Gott gern wieder mitgegangen."

„Das war ein gutes Wort, Steuerman, aber siehst du, die Sache ist die, daß „Dissa" von Neujahr ab aus der Klasse scheidet, das ist es, was denen da im Kontor Sorge macht."

„Schande, ewig Schande!" sagte der Zimmermann und wischte sich mit dem Handrücken die Nase ab. „So'n Material wie das ist, da ist ja keine morsche Stelle, wo man auch antippen mag. Wenn ich dagegen bloß an die „Vega" denke, die war so morsch, daß ich mein Messer bis an den Schaft in Planken und Spaten hineintreiben konnte, aber deshalb hat sie doch bis zum letzten Tage, wo sie draußen war, Klasse gehabt. Ewig Schande!"

„Natürlich. Aber heutzutage wollen sie von so etwas nichts wissen," brummte der alte Hök und dann seufzte er tief.

Unter der Mannschaft wurde es ganz still.

„Ich für mein Teil ginge gewiß wieder mit „Dissa" hinaus," sagte der Steuermann leise.

„Ja, das täten wir, glaube ich, alle," sagte der Zimmermann. Die anderen waren nur deshalb stumm, weil der Augenblick so feierlich war.

„Ja, ich ging weiß Gott gern mit auf lange Fahrt und wenn es am morgigen Tag schon wär!" piepste da plötzlich die dünne Stimme des Deckjungen, der seine erste Reise gemacht und schon jetzt die wichtige Miene aufgesetzt hatte, mit der er unter seinen Leuten daheim einhergehen wollte.

„Ach, du Kiekindiewelt", sagte der Zimmermann langsam und verächtlich und sah auf den Knirps hinab, der sich vor den mitleidigen Blicken der anderen duckte und sich hinten irgendwo zu verstecken suchte. Er begriff jetzt erst, wie lächerlich er sich gemacht hatte. Die anderen fingen alle an zu lachen.

Aber der alte Hök langte hinter den Fockmast und da hielt er den kleinen Eduard an dem schmalen Genick gepackt: „Du brauchst dich nicht zu schämen, du Knirps, du, geh ich erst wieder zur See, sei es nun hier an Bord oder auf einer anderen Schute, sollst du weiß Gott mit mir hinaus, denn du bist ein fixer, ordentlicher Bengel."

* * *

Nur wenige Tage danach lag „Dissa" ohne Mannschaft und Inventar da. Sie wurde abgetakelt und aufgelegt. Und so geringschätzig wurde sie von ihren Nächsten behandelt, daß sie in diesem Winter nicht einmal die gewohnte Bordhülle bekam, die sie gegen das Eis schützen sollte. Es war somit Tod und Verderben für sie beschlossen.

Aber der alte Hök ging oft an Bord seiner alten Schute, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei und ob auch keine bösen Menschen hier ihr Unwesen trieben, wie sie das gern auf solchen alten Fahrzeugen tun, die schon offiziell preisgegeben sind.

Es kam auch vor, daß er dort an Bord Zeit und Stunde vergaß und in der kalten Kajüte sitzen blieb, bis es dunkel wurde. Später schmuggelte er eine kleine Lampe an Bord, einen Kaffeekessel und einen Kochapparat. Von da ab geschah es nicht selten, daß in der Kajüte der alten „Dissa" bis zum späten Abend Licht brannte, während sie tief am Ufer eingefroren lag.

* * *

Der alte Hök hatte zu Neujahr einen Brief von seinem Reeder erhalten. Er befand sich zurzeit auf Island bei seiner Tochter zu Besuch, die hier an einen Glücksfischer verheiratet war. Es war ein recht freundlicher Brief. Der Reeder, Großhändler Klinge, bantte Skipper Hök für alle die vielen Jahre, die er „Desideria" für ihn geführt hatte. Nun sei es vorbei mit den Fahrten, „Dissa" sei nun sozusagen ausrangiert, und der alte Hök bedürfe wohl auch der Ruhe. Deshalb wolle ihm die Reederei in dankbarer Anerkennung von Neujahr ab eine Pension von achthundert Talern jährlich bewilligen.

Aus Anlaß dieses Briefes stand nun der alte Hök vierzehn Tage danach vor seinem Reeder im Kontor beinnen. Skipper Hök war bleich und hatte Mühe, die Worte herauszubringen, und Großhändler Klinge war sehr ernst.

„Ich habe es so herzlich gut gemeint, Hök," sagte Herr Klinge, „es geschah doch nur aus Dankbarkeit und Anerkennung."

„Gewiß, das war ja auch so gütig und einzig dastehend ..." der alte Hök hatte Mühe sich zu besinnen, was er denn eigentlich hatte sagen wollen, „aber dies mit dem Abschied war denn doch —"

„Abschied? Bester Hök, so müssen Sie das doch nicht auffassen. Sie sind ja ein alter Mann, weit über sechzig und nicht der Stärkste."

„Hätten Sie nicht solange warten können, bis ich mich selber alt und schwach fühlte? Es wäre so hübsch gewesen, wenn ich selber damit gekommen wäre, daß ich nun nicht mehr könnte."

„Aber die Schute, bester Hök."

„Was meinen Sie damit?"

„Nun, das wissen Sie ja selbst, eine Schute, die in keine Klasse mehr hineingehört, die praktisch gesprochen, nicht einmal mehr versichert werden kann."

„Wenn Kapitän und Mannschaft sich nicht scheuen, an Bord zu stehen, so sollte das wohl der Versicherung genügen, Herr Klinge."

„Du meine Güte, Hök, vergessen Sie nicht, daß „Dissa" mehr als siebzig Jahre alt ist, Anfang der Dreißiger gebaut."

„Damals verstand man sich auf den Schiffsbau, Herr Klinge, und damals hatte man auch das Material dazu. Das war noch eisenfestes Zeug und nicht solch ein Schund wie heutzutage."

„Aber Sie selber sind doch auch ein alter Mann, Hök."

„Ebenfalls Anfang der Dreißiger gebaut, Herr Klinge, und auch nicht aus Schundmaterial." Er lächelte spöttisch, aber er war bleich und zitterte.

Großhändler Klinge antwortete ihm mit einem gütigen Lächeln.

„Aus demselben guten, eisenfesten Jahrgang wie „Dissa."

Skipper Hök blickte ihm fest ins Auge. „Jedenfalls waren wir Seeleute aus jener Zeit eisern genug, als daß wir beim ersten Anstoß Kraft und Mut verloren hätten, Herr Klinge."

Der Kaufman legte seine Hand auf Stipper Höks Schulter und sagte herzlich:

„Lieber, guter, alter Hök! Sie würde ich ja wahrhaftig lieber heute als morgen wieder zur See schicken. Aber solch eine alte abgedankte Schute, solch ein alter Kasten von 1830, der in keine Klasse mehr hineingehört! Sie hat ja kaum noch ein heiles Segel, und das Kupfer ist auch schon seit Jahren abgescheuert. Nein, ich danke dafür, Reeder von solch einem Fahrzeug zu sein, ich habe mich gerade genug um Sie alle geängstigt bei dem Sturm im Herbst.

„War nicht nötig, Herr Klinge."

„Nein, nein, ich tue es nicht mehr, Hök. Ich tu es nicht!"

Der alte Hök stand lange still, während er sich unablässig mit der Hand über das dünne Haar strich. Endlich blickte er auf und schrie es fast heraus: „Sie haben eine andere Schute für mich, Herr Klinge?"

Der Reeder zuckte ungeduldig die Achseln.

„Sie wissen es ja, Hök, daß ich ganz zu Dampfern übergehen will."

„Und Sie meinen, daß man uns alten Schiffern nur einen Fußtritt geben kann?"

„Finden Sie, daß ich Ihnen gegenüber so gehandelt habe, Hök?"

„Sie nehmen mir ja die Schute! Die zerhacken Sie, und mich jagen Sie an das Land!"

„Ich habe Ihnen eine Pension zugesichert."

„Besten Dank dafür, aber ich werde sie wohl nicht lange gebrauchen, wenn ich an Land sitzen und Maulaffen feilhalten soll — —und an dem Tage wo Sie „Dissa" zerhacken — —"

„Na, so arg wollte ich es nicht mit ihr machen."

„Was haben Sie denn mit ihr vor, Herr Klinge?"

„Ich wollte sie abtakeln lassen und die Masten herausnehmen lassen. Ich verkaufe dann Takelage und Inventar für sich und den Rumpf auch für sich, als Leichter ist der ja noch gut zu gebrauchen, ich habe Käufer dafür."

„Und was haben Sie gedacht, was Sie noch aus „Dissa" herausschlagen wollen, wenn ich fragen darf?"

„Ich, so etwa vier- bis fünftausend Kronen."

Der alte Hök nagelte ihn sofort fest. „So, dann kann ich sie wohl für fünftausend bekommen?"

„Was wollen Sie damit, Hök? wenn ich auch einmal fragen darf."

„Weiß ich selber noch nicht, es lohnt sich ja vielleicht für einen abgetakelten Skipper, Leichtergeschäfte zu treiben, vielleicht komme ich schließlich auch auf den Einfall, sie irgendwo in einer Bucht zu verankern, um sie als Sommerwohnung zu benutzen."

„Sie können Sie natürlich gern bekommen, Hök."

„Für fünftausend?"

„Wir können ja gern sagen für viertausend." Klinge lächelte gutmütig.

„Das ist zu billig."

„Sind Sie so wohlhabend?"

„Nein, aber das ist ein Schandpreis für „Dissa". — Hök blickte nachdenklich vor sich nieder, wie sich die Sache ordnen ließe. Schließlich kam ihm die Erleuchtung und er sagte ganz erfreut über seinen Einfall:

„Aber dann warten wir mit der Pension noch viele Jahre."

Der Großkaufmann war ernst geworden, seine Augen waren ganz blank und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Dann sagen wir dreitausend, lieber Hök, und die Pension beginnt mit dem Tage, wo Sie es selber wünschen."

* * *

So kam es, daß Skipper Hök Besitzer seiner alten Barke „Desideria" wurde. Er lief beinahe durch die Straßen, der Alte, als er sich vom Kontor des Schiffsreeders aufmachte, um denen, die es anging, die große Neuigkeit mitzuteilen. Da war zunächst Steuermann Erlandsen.

„Jetzt werden wir unversichert losgesegeln, Junge," sang er ihm förmlich entgegen, noch ehe er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Ganz atemlos setzte er es ihm auseinander, daß er „Dissa" für einen Spottpreis gekauft habe, und daß er nichts dagegen haben würde, wenn der Steuermann und ebenso der Zimmermann und vielleicht auch ein paar von den Matrosen sich mit an dem Unternehmen beteiligten. Denn alles Geld, was sie beschafften, würden sie gebrauchen, um das Schiff instand zu setzen.

Steuermann Erlandsen war sofort bereit. Er hatte sechzehnhundert Kronen auf der Sparbank, mit fünfzehnhundert würde er sich gern beteiligen. Daß der Stewart ebenso gut war, wußte er, denn der hatte sich mindestens ein paar tausendKronen erheiratet. Und der Zimmermann könnte sich ja im Laufe des Winters einen Anteil erarbeiten.

Noch bevor es Abend wurde, war die neue Reederei der „Dissa" gegründet, und zwar vom Skipper, Steuermann, Stewart und Zimmermann, und außerdem hatte man, wenn man wollte, noch ein paar Aktionäre an der Hand, denn, wenn die beiden Matrosen Bernt und Markus, die zurzeit auf Heringsfang aus waren, erführen, daß sie sich einen Anteil an „Dissa" kaufen könnten, würden sie schon vorsichtig sein und ihr Geld auf die hohe Kante legen.

* * *

Den ganzen Rest des Winters saßen Kapitän Hök und seine Mitreeder in Höks Speicher und nähten Segel. Sobald die Tage länger und milder wurden, begaben sie sich an Bord und arbeiteten dort rastlos vom Morgen bis zum Abend. Eines Tages im März kamen denn auch wirklich Bernt und Markus an Bord, und die Arbeit wurde flott gefördert. Mitte April schickte Skipper Hök dem kleinen Eduard Bescheid, und ein paar Tage später wurde „Dissa" zu Wasser gelassen, um probeweise belastet zu werden, und kurze Zeit darauf wurde sie auf die Reede hinausgeschleppt. Hier bekam sie ihre neuen weißen Segel und konnte nun in See stechen.

„So war es nicht gemeint," sagte Schiffsreeder Klinge, der vom Lande aus zusah und schüttelte den Kopf.

* * *

An einem Dezembertage desselben Jahres liegt „Dissa" wieder draußen im Skagerrak. Sie befindet sich — zum erstenmal unter der neuen Reederei — auf der Heimreise. Im Frühling, Sommer und Herbst hat sie Touren nachFrankreich, durch die Ostsee und nach England gemacht, auf denen alles gut gegangen ist, und nun ist sie mit einer leichten Kohlenlast auf der Heimreise begriffen. Der frühere Reeder, Großkaufmann Klinge, hat ihr die Touren verschafft, und der alte Hök sowie die anderen an Bord haben es fast vergessen, daß der Großkaufmann nicht mehr der eigentliche Reeder ist. Bei der Proviantierung und beim Ansetzen anderer Ausgaben haben sie es erst so recht gemerkt, daß Klinge nicht mehr dafür zu sorgen hat.

Sie liegen nun also im Skagerrak bei demselben schlechten Wetter, das regelmäßig um diese Jahreszeit den Schuten aus dem östlichen Teil des Landes den Rückweg zu versperren pflegt. Die Luft ist nebelig, die See rollt und ein steifer Wind, der schon an Sturm grenzt, dreht sich von Nordwest über Norden und Osten.

An Bord ist alles in bester Ordnung. Hök ist aufstehen, und Steuermann, Stewart und Schiffszimmermann nicht minder; die vier anderen Mann der Besatzung aber jubeln förmlich innerlich, daß „Dissa" nun doch wieder zu Hause ist und ihre Sache so gut gemacht hat, während andere sie schon zum Wrack verurteilt hatten.

Beim ersten Schein der Morgendämmerung wird vom Deck der „Dissa" ein Segler gesichtet, der sich nicht weit von ihnen in See befindet. Es ist ein großer Vollklipper, aber er führt die Notflagge im Topp, und sein Segel ist gerissen und flattert wie Lumpen im Winde, er hat schwere Schlagseite und scheint völlig steuerlos zu sein. Es gelingt ohne allzu große Schwierigkeit, darauf zuzuhalten, und mit dem Sturm und der See ist es auch nicht so schlimm, daß es nicht möglich gewesen wäre, ein Beiboot auszusetzen.

Hök selbst geht mit zwei Mann in das Boot und rudert an das fremde Schiff hinan. Es ist der Vollklipper „Helen Lindsay" aus New Brunswick, der Oel für Danzig geladen hat. Er hat, wie gesagt, schwere Schlagseite, und die Segel sind zum großen Teil vom Sturm zerrissen, aber das Ganze sieht sich doch nicht allzu schlimm an, so daß Hök denen an Bord zuruft:

„Was wünschen Sie, Kapitän?"

„To leave the ship!" wird zurückgerufen.

„Haben Sie denn keine Beiboote?"

„Es ist gestern abend ein Boot mit sechs Mann an Bord gegangen. Das andere liegt voll Wasser unter der Reeling in Lee. Ich habe bloß noch fünf Mann an Bord und möchte das Schiff verlassen."

Hök nahm den Kapitän und seine fünf Leute mitsamt den Schiffspapieren zu sich ins Boot und brachte sie sicher an Bord der „Dissa." In dem glücklichen Gefühl, sich gerettet zu wissen, setzte sich der amerikanische Kapitän auf Höks Sofa nieder, öffnete das Journal der „Helen Lindsay", sah nach der Uhr und darauf auf die Karte und schrieb mit zitternder Hand in das Journal: : „Left the ship at 58, N.-10, E.-6, a. m. In God we trust."

Der amerikanische Kapitän und seine Leute waren müde und erschöpft. Nachdem sie zu essen und etwas Warmes zu trinken bekommen hatten, gingen sie in die Koje. Aber draußen an Deck standen Hök und Steuermann Erlandsen und sahen auf das verlassene Schiff hinab.

„Donner und Doria, ist das nicht rein verrückt, solch eine Schute zu verlassen!" sagte der Steuermann. „Kann man sich bei Sturm auf „Dissa" halten, so wird man sich ja wohl noch da an Bord halten können."

„Ist dir „Dissa" vielleicht nicht gut genug?" fragte Hök und wollte sich gerade auf eine längere Auseinandersetzung einlassen, aber im selben Augenblick entdeckten er und der Steuermann ein Segel weit unten in Lee.

„Dast ist der Lotse von Hvaler oder Langesund," sagte der Steuermann.

Sie starren einander an, und wie ein Blitz durchfuhr sie die Erkenntnis, was sie nun zu tun hatten.

„Der Deubel soll mich holen, wenn ich die Lotsen herankommen lasse und das Schiff ohne Besatzung finden lasse," stieß Hök hervor.

„Ich geh an Bord, das tu ich," sagte der Steuermann, „ich kann ja ein paar von den Jungens mit mir nehmen."

„Ich selber geh an Bord und nehm' den Zimmermann und drei von den Jungens mit mir," sagte Hök. „Falls du hier an Bord Hilfe brauchst, mußt du die Yankees wecken. Aber du mußt dich dann auch mit der „Dissa" Tag und Nacht so nahe wie möglich neben mir halten."

So geschah es. Hök ließ sich mit dem Zimmermann und drei von den Leichtmatrosen, unter denen auch der kleine Eduard war, an Bord der „Helen Lindsay" setzen. Sie brachten die Takelage soweit in Ordnung, daß sie das Schiff einigermaßen steuern konnten und nachdem sie soweit waren, gelang es auch, die „Helen Lindsay" mehr in den Wind zu bringen und nach und nach auf den andern Bug. Ganz allmählich richtete sie sich dann soviel auf, daß die Reeling über der See lag. Aber das geschah unter fürchterlichem Spektakel der Oelfässer, wie Hök später erzählte.

So segelte denn nun auch die „Helen Lindsay" gen Norden, während die alte „Dissa" aufgebläht und prustend wie ein Truthahn sich ihr so nahe hielt, wie es nur möglich war.

Und in der Nacht, während Frederikstad und Hvaler und Onsen und die ganze übrige Zeit im Schlaf lag, gingen „Dissa" und die „Helen Lindsay" vor Frederikstad vor Anker.

„Nun sollt ich doch meinen, daß der Reeder mit uns zufrieden sein müßte," sagte Hök zum Steuermann Erlandsen und den anderen.

Und es schien, als ob dieser Gedanke ihnen allen die größte Freude machte.

* * *

„Das ist ja ein glänzendes Geschäft," sagte Reeder Klinge am nächsten Tage. Er stand in seinem Kontor und drückte dem alten Hök beide Hände. „Das ist Bergung, regelrechte Bergung. Die Lohnung allein ist ihre hunderttausend Kronen wert und die Schuw mag wohl ungefähr dasselbe wert sein. Das wird ja ein förmliches Vermögen."

„Dann fällt wohl für mich und die Mannschaft nicht wenig dabei ab?" sagte Hök strahlend.

„Ja, wer sollte es denn sonst bekommen, wenn nicht Sie und die Mannschaft?" Der Reeder verstand ihn nicht.

„Sie doch, Herr Klinge, Sie sind doch der Reeder und haben alles besorgt."

Da sah sich der Reeder auf das Sofa niederfallen und lachte hell heraus.

„Nein, nun sind Sie doch zu köstlich, Hök! Ist es Ihnen denn noch nicht klar geworden, daß ich im Januar die „Desideria" an Sie verkauft habe und daß Sie die Aktiengesellschaft „Skipper Hök und Mannschaft" gegründet haben. Ihnen gehört alles und Sie verdienen und bekommen alles und sind unser aller Stolz."

Da lachte auch Hök vor lauter Freude und antwortete ehrlich:

„Ja, sehen Sie, Herr Klinge, wir sind uns darüber an Bord doch nicht so recht klar gewesen. Wir dachten es uns ja, daß es so sein müßte, aber das mit der Reederei war doch so eine eigene Sache."

„Ich werde dafür sorgen, daß „Dissa" selber ihr redlich Teil davon erhält," sagte der alte Hök.

Und sie haben beide Wort gehalten.

„Dissa" bekam im Laufe des Winters neuen Kupferbelag, neue Untermasten und neue Takelage. Und sie und der alte Hök fahren noch heut und diesen Tag als lebendig: Beweise dafür, daß das, was um die Zeit hierzulande gebaut wurde, als der alte Hök zur Welt kam, vom rechten Schrot und Korn war, mag es sich nun um breitnasige Schuten oder um alte, weißhaarige Schiffer handeln.

Wie in einem Roman.

Skizze von Maurice Pray.

Fräulein Anna Poponax besaß außer einer Rente von dreißigtausend Franken ihre siebenundvierzig Jahre. Nach und nach, wenn auch schwer, hatte sie sich an den Gedanken gewöhnt, alte Jungfer bleiben zu müssen und verschwendete ihre ganze Zärtlichkeit an ihr Hündchen Reseda, an ihre Katze Mignonne und an ihre vier Kanarienvögel.

So lebte sie ruhig und ungestört in ihrem schönen Hause der Rue Carnot neben dem Kloster.

Aber ein bedeutendes Ereignis sollte plötzlich ihre Ruhe stören und die Flammen ihres Herzens anfachen, die immer noch nicht ganz ausgelöscht waren. Ein Marquis, kaum fünfzig Jahre alt, Junggeselle, von guter Erscheinung, der Marquis von Reilhac la Garde, ließ sich eines Tages in Targonne nieder. Er wußte sich sofort durch sein einnehmendes Wesen und seine interessante Unterhaltungskunst überall beliebt zu machen, interessant besonders durch sein vielbewegtes Schicksal.

Er hatte sein ganzes Vermögen in einem landwirtschaftlichen Unternehmen verloren, sein Bruder war kläglich auf einer Seereise verunglückt. Nun stand er ganz einsam da, ohne Eltern und Verwandte, als er in Targonne ankam, dessen Klima ihm von den Aerzten empfohlen war. Trotz aller Verluste blieb ihm noch ein Schloß an der Loire, wo Ludwig XIII., sagte man, eine Nacht verbracht haben solle . . . .

Fräulein Poponax traf es wie ein Blitzschlag an dem Tage, als der Marquis ihr seine Aufwartung machte. Die Folge davon war ein leichter Flirt zwischen dem Marquis und ihr. Sie wechselten zuerst zärtliche, melancholische Briefe, dann vertrauten sie sich ihre Geheimnisse an . . . Fräulein Poponax gestand unter Tränen, daß ihr Herz lichterloh brenne und verbarg nicht, wer es in Brand gesteckt hatte. Der Marquis seinerseits erzählte seine Lebensgeschichte, seine wechselvolle Vergangenheit voll ununterbrochener Unglücksfälle. Er gestand auch seine augenblickliche Verlegenheit wegen einer Ehrenschuld von sechzigtausend Franken und sprach von weiteren Schwierigkeiten, einem großen Prozeß, den er anstrengen müsse, um in den Besitz einer ihm streitig gemachten großen Summe zu kommen.

Dieses letzte Geständnis wurde eines Abends vor dem Kamin, in dem ein schönes Holzfeuer eintönig knatterte, gemacht. Fräulein Poponax ging einen Augenblick in ein anderes Zimmer und kam mit einem Paket Aktien zurück.

„Marquis dürfte ich es wagen?" murmelte sie zitternd.

Es waren mehr als fünfzigtausend Franken, die sie ihm anzubieten wagte und die anzunehmen er nicht zu stolz war.

Fräulein Poponax hatte noch mehrmals Gelegenheit, ihrem neuen Freund weitere kleine Dienste zu leisten. Aber was wollte das sagen gegen die Ueberfülle ihres Glücks!

Ein tragisches Abenteuer verursachte bald in ganz Tragonne eine große Aufregung. Zwei Gendarmen kamen, um der neugebackenen Marquise ihren zärtlichen und stolzen Gemahl zu entreißen. Das Drama ereignete sich auf dem Bahnhof, gleich nach der Trauung. Im Augenblick, als das Paar besteigen wollte, ist sie dem lieblichen Italien entgegenfahren sollte.

Die unglückliche Marquise fiel selbstverständlich in Ohnmacht und erst am anderen Tage noch einer schrecklich verbrachten Nacht erfuhr sie die Wahrheit. Der Marquis de Reilhac la Garde, den sie geheiratet hatte, hieß in Wirklichkeit Gognelot. Er hatte die Papiere und Titel, die er besaß, gestohlen, kam eben erst aus dem Gefängnis, in dem er dreizehn Monate wegen eines großen Diebstahls gesessen hatte. Augenblicklich suchte ihn die Kriminalpolizei wegen Betruges und eines versuchten Mordes.

Das arme Fräulein Poponax — Marquise für einen Tag — nahm ihre frühere Lebensweise zwischen ihrem Hund Reseda, ihrer Katze Mignonne und den vier Kanarienvögeln wieder auf, verfluchte in ihrem verbitterten Herzen die Schlechtigkeit der Männer und die unsichere Institution der Ehe.

So saß sie eines Nachmittags und strickte, als das Dienstmädchen den Besuch eines Herrn anmeldete.

„Wer ist es?"

„Ich weiß nicht, von hier ist er nicht."

„Meinetwegen, laß ihn trotzdem eintreten."

Ein eleganter Herr, schon etwas ältlich, mit weißem starken Schnurrbart, trat in den Salon.

„Frau Marquise", sagte er, sich tief und zeremoniell verbeugend.

Fräulein Poponax erwiderte errötend:

„Marquise? . . . Wirklich, mein Herr, ich verstehe nicht . . .

„Sie werden sehen", sagte der Herr. „Ich bin ein höflicher Mann, der auf Etikette hält . . . Also, ich habe vor einigen Tagen erfahren, daß Sie infolge eines Betruges vor Gott und den Menschen meine Frau geworden sind. Sie haben sich laut Kirchenburch mit einem Marquis von Reilhac la Garde verheiratet. Der bin ich. Sowie ich hörte, daß ich verheiratet sei, hielt ich es für angemessen, mich meinen Pflichten als Ihr Gatte nicht länger zu entziehen."

„Was . . . Was sollten Sie?" . . ."

„Ja, meine werte Frau und Gattin . . . ich bin der Marquis von Reilhac la Garde, der einzige und echte. Die Papiere, mit denen sich der famose Gognelot als Marquis legitimierte, gehören mir. Sie sind also im vorigen Monat in der Kirche St. Agathe mit mir getraut worden. Ihr Pfarrer im Ornat hat von der Kanzel herab meine Tugenden und die Tugenden meiner Vorfahren verherrlicht, sagte man mir. Und es soll eine schöne Zeremonie gewesen sein. Demnach bin ich also ihr Gatte . . ."

Fräulein Poponax saß niedergeschmettert da, inTränen aufgelöst, vor Aufregung nach Luft ringend.

„Zum Glück bin ich nicht vorher verheiratet gewesen, denn sonst würde mich heute die Polizei wegen Bigamie verfolgen. Ich segne das Geschick, das mich so begünstigte . . ."

„Mein Herr", stotterte Fräulein Poponax mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme. „Mein Herr, was müssen Sie von mir denken!"

„Weil Sie mich geheiratet haben? Aber ich sehe darin, meiner Treu, durchaus nichts Entehrendes."

„Aber, mein Herr, Verzeihung . . ."

„Ich bitte Sie, meine Liebe, lamentieren Sie doch deswegen nicht so und flehen Sie nicht um eine Verzeihung, die ich nicht würdig genug bin, zu gewähren. Betrachten Sie mich doch . . ."

Fräulein Poponax hob ihre in Tränen gebadeten Augen zu ihm auf.

„Betrachten Sie mich doch," wiederholte der Marquis nach kurzer Pause, „wie finden Sie mich denn?"

„Aber, mein Herr, weshalb denn?"

„Zu alt? Zu häßlich? Sagen Sie ganz frei Ihre Meinung."

„Ach nein", rief Fräulein Poponax, „ach nein, Sie sind keineswegs häßlich . . ."

„So, das ist ja prächtig", meinte der Marquis. „Also, meine vor Gott und dem Gesetz mir angehörige treue Gattin, ich finde Sie reizend. Ich weiß was Sie sind. Eine heilige und würdige Frau. Ich . . . bin ein alter Marquis, habe ein Schloß in der Gegend Aurelliac, einen großen Namen, keine Verwandte und keinen Pfennig Geld."

„Also?" murmelte Fräulein Poponax.

„Also", sagte der Marquis, sich in die Höhe richtend, „der Zufall hat uns beide verheiratet und ich bin der Meinung, man solle sich dem Zufall niemals entgegenstellen. Jetzt kennen Sie mich . . . und nun habe ich mir also nur die eine Frage zu erlauben, wollen Sie fortfahren, meine Frau zu sein?"

„Aber, Marquis, Marquis", seufzte Fräulein Poponax, schwindelig vor Aufregung über die Ueberraschung, glückselig verwirrt und reichte dem Marquis die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte.

Und dieses Mal konnte sie ungestört ihre Hochzeitsreise nach Italien unternehmen.

Skalp - Sage der Osages.

Eine intimer Weisheitsüberlieferung der Indianer.

Nachstehende indianische Religionssage ist heute nur noch bei den Osages zu finden, war aber früher ohne Zweifel viel allgemeiner unter den Roten Männern verbreitet und bietet eine Erklärung für den großen Wert, welche diese auf den Skalp legen, auch abgesehen von der Bedeutung der, vom siegreichen Kämpfer abgenommenen Kopfhaut als Trophäe und als Ueberträgerin kriegerischer Vorzüge. Eine Ueberlieferung der „Wah-ho-pohs", zu deutsch Orden der Taube, der wichtigsten geheimen religiösen Gesellschaft der Osages, erzählt hierüber wörtlich:

„Als schon lange Vögel und Säugetiere die Erde bewohnten, kam der Geist der Menschen auf die Erde und suchte Verkörperung. Er wanderte durch die Wälder und schrie jedem Tiere zu, dem er begegnete: „He, älterer Bruder, die Kinder haben keine Körper!" Der Fuchs sandte den Geist zum Biber, und dieser wies ihn zum Bären, und der Bär zur Roten Taube.

Diese saß auf einem Zederbaume am Ufer eines Flusses; und als der Geist der Menschen jenen Ruf wiederholte, sagte sie: „Ich will Deinen Kindern Leiber geben. Mein Blut soll ihr Blut sein, meine Knochen sollen ihre Knochen sein, und sie sollen mit meinen Augen sehen. Meine Federn sollen ihren Kopf bedecken; aber die Beine sollen bloß sein wie die meinen."

Und so kamen die Kinder der Menschen auf die Welt und wohnten unter den Zederbäumen am Flusse, und jedes Tier des Waldes war im Beginn ihr älterer Bruder. Den Bären betrachteten sie als ihren Großvater, und er war für sie die Verkörperung von leiblicher Kraft und Kampftüchtigkeit. Daher beteten sie zu diesem Großvater auch um Kraft zur Ueberwindung von Krankheit und Tod. Aber göttliche Stärke, und überhaupt göttliche Eigenschaften, erkannten sie der Roten Taube allein zu. An diesen Eigenschaften haben die Kinder des Menschen durch ihren Skalp Anteil.

Wenn ein Krieger seinen Skalp verliert, welcher die Federn der Roten Taube vertritt, die ihm seit der ersten Verkörperung verliehen wurden, so hat er damit alle Verbindung zwischen dem Sterblichen und dem Unsterblichen verloren! Für solche kann er dann keine Unsterblichkeit geben, denn wenn dieselben nach dem Tode ihre Wanderung antreten und dahin kommen, wo die Pfade sich scheiden, werden sie verwirrt und folgen dem falschen Pfade, auf welchem alle gehen, die den Großen Geist beleidigt haben, — dem Pfade, der kein Ende hat und nach keinem Orte führt, ein ewiges Wandern."

Letzteres ist die ganze Strafe, welche nach dem Glauben der Osages die verworfensten und bösesten der Menschenkinder befällt. Alle wilden indianischen Stämme Nordamerikas erkannten in ihren Gepflogenheiten bezüglich des Skalps diese Ueberlieferung bewußt oder unbewußt an.

Berufe, die gesund machen.

Es ist leider viel über krankheitbringende Arbeits - Berufe zu sagen und doch gibt es auch etliche, welche gesundheitbringend sind; und keineswegs in allen Fällen sind dies Berufe, welche im Freien ausgeübt werden.

Das Herstellen von Siegellack z. B. ist gut gegen Schwindsucht und heilt solche in ihren Anfangs-Stufen fast gewiß. Dies ist so bekannt geworden, daß alle betreffenden Fabriken stets eine Anzahl Schwindsüchtiger als Bewerber um solche Arbeit haben.

Da sind ferner die Kohlenteer-Arbeiter. Der Teer — in manchen Beziehungen durchaus nicht harmlos — ist jedenfalls fäulniswidrig (antiseptisch), und schützt die betreffenden Arbeiter gegen epidemischeKrankheiten und macht sie robust, auch wenn sie vorher schwach und blutleer waren. Auch Tabak - Arbeit, scheint es, wirkt bakterischen Krankheiten entgegen.

Stahl - Arbeiter sind zwar Unfällen stark ausgesetzt; sie gewinnen aber entschieden an Gesundheit. Gewisse Gase von glutflüssigem Stahl haben eine wohltätige Wirkung auf die Lungen und die Nasengänge; und diese Leute ziehen sich fast nie Katarrh oder Schwindsucht zu, trotzdem sie in so großer Hitze arbeiten.

Arbeit in Milchereien ist eine anerkannt gesunde Beschäftigung; und solche Leute werden z. B. nie pockenkrank und auch sogut wie in keinem Falle schwindsüchtig. Die Arbeit in Bäckereien macht gesund und fett, wenn letztere rein und wohlgelüftet sind. Auch die Arbeit der Fleischer wird zu den gesundesten gerechnet, und die Leute scheinen sogar durch die Poren der Haut Nahrung in sich aufzunehmen!

Um noch ein Beispiel zu erwähnen — was aber noch nicht die Liste erschöpft — sei hervorgehoben, daß auch die Chokoladen- und Kakao-Fabriken einen guten Namen betreffs Gesundheit und Gesündung haben.